

Nur unterzagt.

Nur unterzagt! Wer Kühnes weiß zu sagen,
Geschöpf aus reiner Wahrheit laut'
Der ist's in seinem Herzen immer heil!

Die kleinen Schuhe.

Von H. v. Peaulien.

Nebel, dichter Nebel — um 3 Uhr
Nachmittags. Erst drei Uhr! Sie
seufzt. Immer lässiger zieht sie die
Nebel durch die Stiderei; schließlich
läßt sie sie ganz sinken. Sie stützt den
Kopf in die Hand und starrt trübse-

Ein so schöner, sonniger Vormit-
tag — und nun! Wer hätte das ge-
dacht. Aber es war ja gleichgültig.
Es war überhaupt Alles gleichgültig.
Ihr Leben war wie dieser Tag. Die
kurze, sonnige Jugend — und dann —

Es war immer ein Schwoiger. Sie
nicht — o nein! Aber sie hat's ge-
lernt. Es ist aana allmählich getom-
men, ganz unmerklich, und nun ist das
Nüchternliche, das Treiflose da: man
versteht sich nicht mehr.

Ein Gedanke kommt ihr: ein Ge-
dante, der sie wie ein düster Falter
schon bisweilen umschwebt. Sie hat
ihn immer abgewehrt, wie etwas Un-
mögliches, Furchtbares. Heute heißt
sie ihn willkommen.

Es sind Andenten an ihre Mädchen-
zeit — das kostbare, was sie in die
Ecke gebracht hat. Früher stand die
Truhe in ihrem Boudoir und die Sa-
chen wurden oft plötzlich betrauert.
Doch nach und nach hatte Ernst ihr so
viele hübsche Sachen geschenkt, daß die
Truhe, die nicht viel mehr wert war,
nicht einmal ein einzigemachen anfan-
gen konnte. Sie hat die Boudoir-
schubladen und die Bodentäpfe
verändert und nach und nach
den Loose aller Hüben vertieft. Das
ein Buch in rothem Galico mit Gold-

Die Photographien eines Schauspi-
lers, für den sie einst geschwärmt, fällt
ihm in die Hände. Sie zerreißt sie
pfeilschnell — das verstaubte, abge-
lebte Gesicht etelt sie an. Die Koti-
lonströcke und andere Kostümkleider
wirft sie geringeltig in den Kasten,
die Blumenaspenster umhauen sie,
eine braune, theatrale Substanz, und
hatten doch einmal Farbe und Duft.
Aber die Sachen haben keinen Werth,

wenn sie einem nichts mehr sagen,
wenn man ihre Geschichte vergessen
hat.
Sie seufzt. „Mir scheint, ich werde
gar nichts mitnehmen.“
Was ist denn das? Ein kleiner
Kleiderkasten in Seidenpapier; Lisa
lächelt schon im Voraus stieflich und
geringeltig, als sie ihn auswickelt.
In ihren Schok fällt ein winziger Ba-
byshuh. Sie starrt darauf, lange,
lange. Ihre Augen fassen sich mit
Tränen; sie tropfen auf den kleinen
Schuh. Und leise, lieblosend streicht
sie mit der Rechten darüber.

„Ernst, der natürlich, hat es längst
vermuthet. Was ist einem Manne
ein Baby von wenigen Monaten? Die
Männer lieben ihre Kinder erst
dann, wenn sie mit ihnen glänzen kön-
nen.“
Und so ein kleines Mädel — dem
wird die Enttäuschung seines Erschei-
nens schon nachgetragen. Ernst hatte
sich einen Sohn gewünscht — selbst-
verständlich! Lisa's thranenvolle Au-
gen bliden durch die Dachlute in den
Nebel, den sie nicht sieht. Sie sieht
ihr kleines Mädchen in allen Phasen
seines zehnjährigen Lebens.

Das bide, an den Möbeln hinstan-
dende Baby, das zweijährige, dessen
Merkmalen so drohtiges Rauberwech
hervorbringt, dann das reifliche und
Frage-Alter, wenn die großen Augen
einen so eindringlich ansehen und ver-
wirren.

Das erste Stridzeug. Sie sitzt auf
einer Fußbank; die Fingerringe und die
Eisenringe leise gepreist, die zoffige Ju-
welkette kommt im Ufer zum Vor-
schein. Dann Lesenlernen bei Mama
und süßes, helles Gezirp, das sie „Ein-
gen“ nennt.

Der erste Schulgang. Stilles, be-
klommenes Fortgehen; seltsam, aufge-
regtes Wiederkommen, ohne Taschen-
buch und Haarband, doch mit einer
angenen Gestalt tragwürdiger „Freun-
dinnen“. In den folgenden Jahren
sind ihre Anie an Strümpfen und an
Beinen niemals heil.

Nun ist sie schon ein großes, ver-
ständiges Mädchen, trägt ihre blonde
Mähne in einem biden Kopf, welcher
einig aufgeht.

Während sie sich die Mama durch
ihre Fragen recht in Verlegenheit —
sie glaubt noch an deren Allwissenheit.
Venne wird das nicht mehr dauern,
denn die Kleine ist so flau — viel flä-
ger als Mama. Sie hat des Waters
schwarzen Verband und seine nachden-
lichen Brauen. Aber der Mutter im-
pulsive Natur. Verstanden sie sich
auch wohl sonst so gut? —

Die einsame Frau stöhnt vor Qual.
In wachstümlicher Zärtlichkeit über-
schwemmt sie mit Thränen und Küßern
den kleinen Schuh, das Einzige, was
ihre geliebten.

Nach einer Weile stüßt sie und
sie nimmt das brüchige, vergilbte Seiden-
papier auf, das den kleinen Schuh um-
hüllt hat. Nichts — auch auf dem
Fußboden nichts. Dann durchwühlt
sie die Truhe. Achlos wirkt sie die
Heiligthümer ihrer Mädchenzeit auf
den Boden — sie sucht den zweiten
kleinen Schuh. Die kleinen Schuhe
will sie mitnehmen, wenn sie fort-
geht, sonst nichts. Dann fällt ihr ein:
vielleicht ist der eine noch unten
in ihrem Schreibtisch, wo sie früher
lag.

Die Melikuen poltern in die Tru-
he. Es ist fast ganz dunkel. Sonst
fürchtet sie sich immer im Dunkeln.
Den kleinen Schuh fest an sich ge-
preßt, eilt sie hinab. Die schwin-
düchtige singt noch immer: ein süßes,
närrisches, kleines Wiegenlied.
Sie macht hastig Licht in ihrem
Boudoir. Aber der kleine Schuh ist
nicht im Schreibtisch.

niemals ged' ich ihn heil! Ihre Augen
sprühen.
„Nein. Ich meine auch nicht“, sagt
er mit zuckenden Lippen.
„Du weihst — du hast —“
„In meinem Schreibtische. Bei Dei-
nen Briefen.“ — Sie wäre nun schon
ein recht großes Mädchen. — Es liegt
eine Welt von Schmerz, Zärtlich-
keit und Sehnsucht in den einfachen
Worten.

Lisa sieht ihn an. Sie sieht die
Ergerfalten auf seiner Stirn, welche
sein goldhaariges Töchterchen fort-
streicht; seine müden Augen, seine
zuckenden Lippen. — Mit einem Auf-
schluchzen liegt sie an seinem Halse.
Und weint — und weint.
Er streichelte sanft ihr dunkles
Haar. „So eine erebare kleine
Frau!“ lächelt er aufmüthig.

Ein Jagdausflug auf Marguerite
(Westindien).
Von Graf Bernstorff, Korvetten-
Kapitän a. D.

„Lamm!“ sagte ich zu meinem
Burschen, nachdem er mich geweckt
hatte.
Eigentlich hieß er Otto, wurde mei-
stens Karl gerufen, häufig aber auch
„Lamm“, da er mit diesem sanften
Geschöpf in seinem Wesen viel Aehn-
lichkeit zeigte.

„Allo, Lamm“, sagte ich, „was ist
das menschliche Leben?“
„Ein Trauerspiel, Herr Graf.“
„Glaubst Du das?“
„Weil es mir noch sehr gut gefällt!“
„Lamm, bleib Dich!“
„Zu Befehl, Herr Graf, ich bin
schon dabei!“

Das war unsere stehende Morgen-
unterhaltung, und so hatte ich auch
heute damit den Tag eröffnet. Dann
fuhr ich fort: „Ich will auf Jagd ge-
hen! Mache Alles fertig!“ Darauf
stand ich auf und ging nach benedeter
Toilette in die Messe, um rasch zu
frühstücken. Hier erwartete mich schon
mein Kamerad, Frhr. v. D., der die
Partie mitmachen wollte. Es gab eine
Unzahl von Papageien, wilden Tau-
ben und Wachteln auf der Insel, und
wir hatten dem Messer Vorstand ver-
sprochen, ein Mittagsgericht für den gan-
zen Tisch zusammenzubringen. Des-
halb mußten wir frühzeitig aufbre-
chen, da in der fengenden Mittagsgluth
ein Umherstreifen auf der Insel nicht
zu den Annehmlichkeiten gehörte.

Nach zehn Minuten waren wir ge-
rückt und ich stand im Begriff, meine
Kammer zu verlassen, als es mir einfiel,
den Burschen mitzunehmen. Es war
seine erste Reide, die er machte; so
mußte es ihm doch auch Spaß bereiten,
in der Wildniß mit umherzutrotzen zu
können. Außerdem konnte er mir beim
Durchbrechen durch die langstacheligen
Rattenbüsche von Nutzen sein.

„Hast Du schon mal Papageien im
Freien gesehen?“ fragte ich ihn.
„Nein, Herr Graf!“ Dabei sah mich
Karl ungläubig an, als traute er der
Besichte nicht recht.
„Wißt Du mit, zeige ich Dir wel-
che. Dann aber sie, hohe Stiefel an
und Seitengewehr umschmallen! Brot
einsteden und Weife nicht vergessen!“
rief ich noch nach, als er davonsaukte.
Wald darauf kam er zurück.

„Hast Du Alles?“
„Zu Befehl! Nur einen Augenblick
noch!“ Damit verschwand er für kurze
Zeit noch in meiner Kammer. Dann
kehrte er mit seelenvergnügt ab. Nach
kaum zehn Minuten stieß die Jolle auf
Grund, da das Ufer sehr flach war,
und wir ließen uns von den Bootsgä-
ngen an Land tragen.

„Um zehn Uhr soll die Jolle wieder
auf uns warten!“ befahl ich dem
Bootssteuerer; und nun konnten wir
sostiefeln. Anfangs gingen wir zu-
sammen, trennten uns aber bald, um
Jeder für sich sein Jagdglück zu er-
proben. Es war ein mühseliges Stück
Arbeit, vorwärts zu kommen, denn die
Ratten waren unangenehm scharf.
Mit den Widerbaten am Ende der
Stacheln sehten sie sich überall fest.
Durch die Lederhandschuhe, selbst
durch die Schäfte der Seestiefel dran-
gen die Spigen, verursachten empfin-
dliche Schmerzen und waren gar nicht
wieder los zu werden. Schließlich ließ
ich Karl sein Seitengewehr ziehen und
Breche schlagen. Ich selbst half mit
einem kurzen japanischen Schwert nach,
welches ich an Stelle eines Weidmes-
sers umgequirtet trug. So hatten wir
wohl fast eine Stunde lang uns
durchgearbeitet, als wir das trodene
sandige Bett eines kleinen Baches er-
reichten, das in einer Breite von etwa
zwanzig Schritt in's Innere der In-
sel führte. Da hatten wir gewonnen
Spiel, und ich konnte hoffen, nun end-
lich auch zum Schuh zu kommen, wo-
ran bisher nicht zu denken gewesen
war. Meine Erwartung wurde auch
nicht getäuscht, denn schon nach men-
igen Schritten sah ich ein Wachtel-
paar, von welchem der Hahn im Walschritt
vor der Henne seine Bestände aus-
führte. Zunächst überzog das Inter-
esse an diesem Schaulust meine Jagd-
lust, als sie aber Miene machten, im
Dickicht zu verschwinden, nahm ich
einen günstigen Augenblick wahr, und
erlegte beide mit einem Schuß. Als
ob Diana nur auf den ersten Erfolg
gewartet hätte, um mir ihre Gunst zu
beweisen, so kamen mir von da an
Wachteln und Tauben abwechselnd

zahlreich vor's Rohr, und ich hatte wohl
schon an die vierzig Stück erlegt, als
plötzlich ein großer Schwarm grüner
Papageien dicht neben uns aufbäumte
und in den Büschen nach Futter suchte.
Verstohlen beobachtete ich Karl's
Gesicht, da ich ganz genau wußte, daß
er die Geschichte von den freilebenden
Papageien für Scherz gehalten hatte.
Offenen Mundes stand er da und
starrte die Vögel an, die schreiend und
trächtig in den Zweigen umherflet-
terten. Das hatte er wirklich nicht ge-
laubt!

„Na, komm, siehst Du sie nun?“
„Zu Befehl, Herr Graf, das sind
wirklich welche!“ antwortete er.
„Wißt einen schießen?“
„Er nickte nur mit dem Kopf, und
ich gab ihm mein Gewehr, womit er
dann auch richtig einen herunterholte.
Freudestrahlend brachte er den Vogel
herbei, den er natürlich behalten durf-
te. Im weiteren Verlauf unserer Strei-
fe sahen wir noch häufiger Papageien-
schwärme, von denen besonders eine
kleinere Art so wenig scheu war, daß
sie ruhig, nur wenige Schritte entfernt,
auf den Büschen sitzen blieben. Ich
hörte sie auch nicht in ihrer Harmlo-
sigkeit, sondern erfreute mich an den
graziösen, gewandten Kletterbewegun-
gen, während Karl's Gesicht vor Freude
über den ungewohnten Anblick er-
glänzte.“

Nachdem ich noch einige Wachteln
erlegt hatte, bemerkte ich zu meinem
Bedauern, daß mein Patronenvorrath
zu Ende war. „Komm, komm, wir
müssen umkehren, ich hab' keine Patro-
nen mehr.“ Damit wandte ich mich zur
Rückkehr.
Da lächelte mein „Lamm“ halb ver-
schämt, halb stolz. „Aber ich, Herr
Graf!“ und aus seinem Brotbeutel zog
er eine Handvoll heraus. Ich war starr
vor Erstaunen.

„Wie kommst Du denn dazu? Wo
sind die her?“
„Die hab' ich mitgenommen; ich
dachte mir wohl, daß es nicht reichen
würde. Ich hab' noch mehr.“
„Nenn's, da haben Sie endlich mal
etwas Vernünftiges gedacht!“ rief ich
aus, vor Verwunderung das „Sie“ ge-
brauchend. „Ich glaube wirklich, es
kommt schon Bildung durch!“

„Zu Befehl, Herr Graf!“ schmun-
zelte Karl und war sicherlich selbst
noch erfreuter, als ich darüber, daß
er etwas Vernünftiges angefaßt hatte,
da doch sonst seine Thätigkeit meist
nur in allerdings harmlosen Dumm-
heiten bestand.

Lustig knallte ich nun wieder darauf
los, bis mich schließlich doch die höher
steigende Sonne an den Heimweg
mahte. Meine Jagdbeute war auch
groß genug, etwa sechzig Tauben und
Wachteln; wenn mein Kamerad nur
annähernd so viel erlegt hätte, gab es
eine feine Mahlzeit für die Messe. So
schüttelte ich das Gewehr und ging zu-
rück. Karl war etwa zwanzig Schritt
hinter mir. In dem feinen weißen San-
de waren unsere Tritte garnicht zu hö-
ren, auch hatte ich beide Hähne am
Gewehr in Ruh geliebt, da die Zeit
drängte und ich nicht mehr schießen
wollte; schließlich aber sprang ich mit
einem gewaltigen Sah zur Seite und
riß den Kolben an die Wange. Eine gro-
ße, etwa acht Fuß lange Schlange schob
sich vor meinen Füßen in die Höhe
und dann zur Seite in's Gebüsch, wo
sie eifrig zu verschwinden strebte.
Vergebens drückte ich am Abzug, bis
mir einfiel, daß ich nicht gespannt hatte.
Im nächsten Augenblick brachte jann
allerdings mein Schuh, der war es
schon zu spät. Unter einem dichten
Rattenbüsch sah ich nur noch das
Schwanzende der Schlange sich rin-
geln, dann war sie fort.

Natürlich ärgerte ich mich, aber was
half's! Etwas muthmaßlich sehte ich
meinen Weg fort, nummehr das Ge-
wehr gespannt tragend; aber eine zwei-
te Schlange kam nicht in Sicht. Die
letzte Strecke schlugen wir uns wieder
durch die Büsche, da wir sonst allzuweit
von unserer Landestelle abgetommen
wären, und ich aina, mit meinem
Schwert trüchtig um mich schlagend,
voran, als Karl mich zurüdrief.

„Was ist los?“
„Eine Schlange, Herr Graf!“
Der Stacheln nicht achtend, rannte
ich zurück, das Gewehr schußfertig in
der Hand.
„Wo? Wo ist sie?“
„Hier!“ und zeigte mit dem Fin-
ger auf den Boden. „Es ist man' ne
kleine, soll ich sie greifen?“ Dabei
bückte er sich.
„Jurid! Bist Du toll?“ schrie ich
laut, denn ich hatte das Thier als
Klapperschlange erkannt. Die Länge
betrug vielleicht zwei und einen halben
Fuß. Ganz langsam ward sie sich über
den sandigen Boden, den dreieckigen
Kopf ein wenig erhoben. Unsere Nähe
schien sie nicht im Geringsten zu küm-
mern. Ich betrachtete sie einen Augen-
blick, dann nahm ich des japanische
Schwert und schlug ihr den Kopf ab.
Ich schnitt mir als Trophäe des
Schwanzende mit den Klappern ab.
Drei ausgetriebene und ein in der Ent-
wicklung begriffener Ring lagen da-
ran. Darnach mußte das Thier also
etwas über drei Jahre alt sein.

Während des Weitermarches hielt
ich meinem Burschen einen einring-
lichen Vortrag über Schlangen und
warnte ihn, niemals solch ein Thier
mit der Hand zu berühren, da selbst
die besten Schlangentöner sich darüber
täuschen könnten, ob es giftig oder un-

giftig sei. In dieser Belehrung flörte
mich ein großer schwarzer Geier, der
dicht vor uns abstrich. Er kam nicht
weit, denn im nächsten Augenblick gab
ich Feuer und er stürzte aus seiner lusti-
gen Höhe herab.
Endlich erreichten wir unseren Lan-
deplatz, an welchem der Freireich aus
Bootsriemen und dem Segel ein Zelt
hatte errichten lassen, unter dem er
vor den sengenden Sonnenstrahlen ge-
schützt, behaglich lag und schlief. Rasch
warf ich Gewehr und Jagdtasche ab
und streckte mich ebenfalls aus. Nach
einer halben Stunde weckte mich mein
Kamerad.

„Na, haben Sie was geschossen?“
„Massenhaf! Die werden sich freuen,
an Bord! Und Sie?“
„Nicht viel, vielleicht dreißig Din-
ger im Ganzen!“
„Oho, da bin ich Ihnen über!
Lamm!“
Keine Antwort.
„Wo ist mein Bursche?“ fragte ich
einen der Bootsgäste.
„Der ist mit noch einem Mann gleich
wieder weggegangen. Er sagte, er
hätte was verloren.“

„Er wird sich wohl wieder einstel-
len; wir haben ja noch Zeit. Geben Sie
mal die Schnur mit den Wachteln her.“
Ich hatte nämlich die geschossenen Vö-
gel alle an einem langen Bindfaden
aufammengebunden, den Karl wie ein-
en Würfel um den Leib getragen.
Vergeblich suchten wir danach. Es
war außer dem Geier nichts vorhan-
den, und ich fand es von Karl sehr
dumm, daß er die Dinger umbehalten
hatte. Nach einer halben Stunde er-
schien Karl, wobei ich auf den ersten
Blick sah, daß die Wachtelgarnitur
fehlte.

„Lamm!“ schrie ich, böser Ahnung
voll. „Lamm, wo sind die Vögel?“
„Ich — ich weiß nicht, Herr Graf!“
stotterte er, „ich hab' sie verloren. Ich
bin all hinweggegangen und hab' sie ge-
sucht. Aber —“
„Heiliges Kanonenrohr, da hört denn
aber doch Verschiedenes dabei auf!“
schalt ich los. „Wann hast Du sie ver-
loren? Wo war das? Du bist ja doch
ein ganz ungläublicher Kerl!“ Aber
auf alle Fragen erhielt ich immer nur
die Antwort: „Ich weiß — nicht!“ Ich
war wüthend, selbstverständlich, und
wurde noch wüthender, als mein lie-
ber Freund D. etwas spöttisch meinte:
„Ach, Sie haben wahrscheinlich außer
der alten Krabe hier (er zeigte dabei
auf den Geier) überhaupt nichts ge-
schossen und thun nur so!“

Fast wäre ich grob geworden, doch
sagte ich mir, daß das nichts helfen
konnte; so zudte ich nur die Achseln.
Meine innerliche Wuth wird aber Je-
der begreifen. Alle Patronen umsonst
verknallt, die ganze Jagdbeute futsch,
und in der Messe bekam ich natürlich
nur Spottworte zu hören. Es war zum
Tollwerden.

Mein Lamm stand inzwischen mit ein-
em wahren Schachsgesicht dabei, bis ich
ihn am Ohr fahrte.
„Du bist doch wahr und wahrhaftig
ein Lamm!“
„Zu Befehl, Herr Graf!“
„Lamm, bessere Dich und — bi'be
Dich!“
„Zu Befehl, Herr Graf, ich bin schon
dabei!“ antwortete er in weinerlichem
Tone.

Aber die Wachteln waren und blie-
ben verloren!

Vorboteu frühen Winters.
Die Landwirthe in unserer Zeit,
namentlich bei uns, sind nicht so sehr
geneigt, den Bewegungen der Vögel
nachzuforschen, wenn sie etwas über
die künstliche Witterung und Tempera-
tur erfahren wollen; sie haben größere
Vorliebe für sonstige Zeichen aus dem
Thier oder Pflanzenleben. Wenn
man aber Beobachtern glauben will,
sind die Bewegungen mancher Gattun-
gen Vögel, besonders der Fluß-
der Wandervogel, von großer Wichtigkeit
für die längere Vorherbestimmung der
Witterung; und auf Grund gewisser
diesbezüglicher Erscheinungen, welche
sie heutzutage uns beobacht' haben,
sagen sie einen frühen und strengen Win-
ter voraus!

Es läßt sich nicht leugnen, daß viele
Vögel höchst empfindlich und „scharf-
sichtig“ für Witterungs-Verhältnisse
sind, vielleicht sogar in höherem Grad,
als traend welche andere Geschöpfe.
Die Natur scheint sie mit dieser Fä-
higkeit desto mehr ausgestattet zu ha-
ben, je mehr ihre Ernährung von dem
Wetter abhängt. Vorwiegend gilt dies
von allerlei Familien der Wandervö-
gel.
Da ist z. B. die Schwalbe, welche
sich ganz von kleinen Insekten nährt,
die sie im Fluge fängt, und zwar
hauptsächlich in der obem Luftschicht,
und unter keinen Umständen ihre Nah-
runa von Bäumen, Sträuchern oder
aus der Erde nimmt. Beim ersten
winterrischen Hauch ist es mit ihrer
Nahrungsaquelle vollständig zu Ende.
Auf welche Weise es ihrem Gefühle
rechtzeitig kund wird, daß ein früher
Eintritt kalter Witterung zu erwarten
sei, — wer vermöchte es zu sagen?
Zunächst hat man schon oft beob-
achtet, daß binnen kurzer Zeit nach
dem Verschwinden der Schwalben sich
eine Kälte einstellte, welche genügend
war, alle jene kleinen luftschwärm-
enden Insekten zu töden.
In manchen Jahren verlassen uns
die Schwalben verhältnismäßig spät,
in andern schon früh, trotzdem viel-
leicht augenblicklich wimmelwarmes

Wetter herrscht. Bekteses was dieses
Jahr der Fall, wie wenigstens von Be-
obachtern an verschiedenen Orten be-
richtet wird. Es kam in einer be-
stimmten Gegend z. B. noch um 4 Uhr
Nachmittags von Schwalben wimmeln
(gleichviel, ob Ramin- oder Maier-
schwalben) und am nächsten Morgen
sah einzige mehr zu sehen sein. Das
pflügt schnell zu gehen.

Auch will man beobachtet haben, daß
jene taubenaroten Vögel, die man hier-
zulande Nachtfalke oder „nicht-
zulande“ nennt — obwohl sie in Wirk-
lichkeit gar keine Falten oder ähnliche
Kraubbögel sind, sondern ausschließlich
von Insekten leben, die sie im Fluge
fangen — schon etwa drei Wochen vor
der gewöhnlichen Zeit südwärts geflo-
gen sind.

Nach bezüglichen mehrerer anderer
Gattungen Wandervogel will man die
gleiche Wahrnehmung gemacht haben;
theils drei, theils zwei Wochen vor der
erwarteten Zeit sah man solche nach
Süden ziehen.

Und darnach erwarten, wie gesagt,
die Vogelzug-Beschauer — welche in-
deß nicht mit den römischen Aurguren
zu verwechseln sind — einen frühen und
besigen Winterrost. Ob sie Recht
behalten, muß sich ja bald zeigen; im-
merhin dürfen sie nach früheren Er-
fahrungen Anspruch, darauf erheben,
daß ihre Schlüsse einigermassen ernst
genommen werden, womit freilich noch
lange nicht gesagt ist, daß sie unfehlbar
sind.

Bei allen ihren feinen Gefühlen sind
die Wandervogel mitunter auch schon
getäuscht worden; oder sie haben sich
vielleicht auch nicht genügend nach ih-
rem Gefühl gerichtet.
Hinsichtlich ihres Abzuges zwar hat
man noch keinen bezüglichen Fall ver-
zeichnet, wohl aber hinsichtlich ihrer
Rückkehr. So ist im Frühjahr 1888
in unferem mittleren Welleu bemerkt
worden, daß manche Gattungen Wan-
dervogel, die sich im ersten warmen
Wetter einstellen, in einem schlimmen
Nachfrost massenhaft umkamen!

Der lebenslänglichen Verbannung
entronnen.
Dem ehemaligen französischem
benettonär und Fleischergefehen Her-
mann Braun aus Alesbet im Regie-
rungsbezirk Aachen ist es gelungen,
durch die Flucht aus Neu-Kaledonien
sich der lebenslänglichen Deportation
zu entziehen. Das Geschid dieses Man-
nes ist überaus traurig, zugleich aber
auch auf's Neue lehrreich für solche, die
sich danach sehnen sollten, der franzö-
sische Fremdenlegation beizutreten.
Braun stand im Jahre 1891 in Ramur
in Arbeit. Gelegentlich einer Zehereit
in einer dortigen Gastwirthschaft wurde
er von zwei französischen Offizieren
betrunken gemacht und durch Aufbräu-
ung des Handgeldes auf fünf Jahre
für die französische Fremdenlegation
angeworben. Von Marseille aus wurde
er dann nach Afrika transportirt und
nach 16-monatiger Ausbildung mit ei-
nem Trupp anderer Leidensgefährten
nach Madagaskar geschickt, wo er sich
an mehreren Gefechten betheiligte und
dreimal verwundet wurde. Nach Afrika
dann zurückgekehrt, verlor er nicht
weniger als siebzehn Mal zu entziehen.
Aber immer wieder wurde sein Vorhaben
verfehlt, und er selbst mit Strafen
belegt. Zunächst als es Arreit, dann
wurde er laelangel bis an den Hals in
den Erdboden eingegraben und bei all-
hebendem Sonnenbrand seinem Schicksal
überlassen; hierauf erlitt er Gefäng-
niß- und Zuchthausstrafen, bis er
schließlich auf Lebenszeit nach Neu-Ka-
ledonien deportirt wurde. Aber der
Gedanke an eine allidliche Flucht hielt
seinen Lebensmuth aufrecht, und end-
lich wagte er den Schritt, wohl wüs-
send, daß ihm jetzt die Todesstrafe
drohte, wenn die Flucht mißlingte. Es
glückte ihm, Civilkleider und Ausweis-
papiere zu erlangen und so unmerklich
auf einem deutschen Schnelldampfer
Unterkunft zu finden. In Konstantine
ging er an Land und wanderte dann
unter arden Gefahren nach der spani-
schen Küste, um endlich Deutschland zu
erreichen und im Heimathsorte zu lan-
den.

Der Gründer der Musik.
Der Steuermann auf einem Ham-
burger Schiffe hatte sich verheiratet.
Als er kurz darauf wieder an Bord
kam, entwickelte sich zwischen ihm
und dem Kapitän folgendes Gespräch:
E.: „Na, Stiermann, — de hebst
sid ja ol woll so'n Klimperkasten an-
schafft?“
St.: „Na, so'n Ding hört ja nu
mal dortau, tost man verdammt veel
Geld.“
E.: „Kann Ehr Fru denn of spie-
len?“
St.: „Nawoll! „Lott' is doh“ und
„Romm Karlina tomn“ speelte se man
so flant nünner.“
E.: „Süht de Kasten denn of en
breten smud ut?“
St.: „Nawoll fein, ihr fein! He is
den swart poliert Holt mit schön af-
breite Feit ut wenn man den Dedel
opsieht, da sind der erst de smarten
u witten Dinaer, wo up speelt war,
u dor äwer is denn so'n schön ver-
gold' Bild von — von — na, de
heet de Ritel noch?“ E. — von den, de
eeentlich de ganze Musik erfumma-
hett.“
E.: „Na, id meet oll Beschrieb —
Beethöden.“
St.: „Ja, dat stimm! So heet de
Ritel ol.“